

Irene Günther
Katharina Weyandt



Zu Hause ist da, wo Gott uns haben will

Die ungewöhnliche
Geschichte
einer mutigen Familie



BRUNNEN

Irene Günther / Katharina Weyandt

Zu Hause ist da, wo Gott uns haben will

Die ungewöhnliche Geschichte
einer mutigen Familie

 **BRUNNEN**
Verlag Giessen · Basel

Irene Günther / Katharina Weyandt
Zu Hause ist da, wo Gott uns haben will
Die ungewöhnliche Geschichte einer mutigen Familie
160 Seiten, gebunden, 14 x 21 cm
Erscheinungsdatum: 27.01.2014
ISBN 978-3-7655-1805-8
Bestell-Nr. 191805
EUR 12,99 (D) / SFr *19,50 / EUR 13,40 (A)

* unverbindliche Preisempfehlung des Verlags



© 2014 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfoto: privat
Umschlaggestaltung: Sabine Schweda
Satz: DTP Brunnen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7655-1805-8

Spielplatz unterm Tisch

In einem dreistöckigen alten Wohnhaus im Münchner Süden teilten sich meine Großeltern Lina und Franz, meine Tante Elisabeth und meine Eltern Gertrud und Willi eine Dreizimmerwohnung unter dem Dach. Im Sommer war es brütend heiß. Meine Mutter kühlte die Wohnküche auf eine erträgliche Temperatur, indem sie die frisch gewaschenen Windeln vor dem Dachfenster aufhängte. Die Windeln waren abgetrennte Stücke von alten Blusen, da meine Eltern direkt nach dem Zweiten Weltkrieg keine richtigen Windeln bekommen konnten. Im Winter zogen wir dann alles zum Schlafen an, was irgendwie wärmte, um nicht im Bett zu erfrieren.

Ich erinnere mich noch, wie meine Mutter hinter dem Schlafzimmerschrank Eis abkratzte. Das große Wohnhaus hatte durch die vielen Bombenangriffe Risse bekommen, aber es stand noch.

Als Kinder hatten wir unseren Spaß, wenn unser Holzpferdchen von alleine durch das schiefe Zimmer rollte. Wir hatten ein Dach über dem Kopf und konnten den Küchenherd feuern. Mein Papa brachte täglich Holzabfälle aus seiner Schreinerwerkstatt mit. In seiner großen grauen Ledertasche war fast immer eine Überraschung für uns. Der Duft dieser Tasche nach frischem Holz ist noch in meiner Nase, während ich diese Zeilen schreibe. Liebevoll abgeschliffene und gestaltete Holzbausteine versteckten sich darin. Inzwischen spielen unsere Enkel mit seinen Mitbringsele.

Ich kann mich noch sehr gut an meine Oma Lina erinnern. Sie gehört zu den Menschen, denen ich viel zu verdanken habe. Dietrich Bonhoeffer schreibt in seinem Buch „Widerstand und Er-

gebung“: „Im normalen Leben wird es einem oft gar nicht bewusst, dass der Mensch überhaupt unendlich viel mehr empfängt, als er gibt, und dass Dankbarkeit das Leben erst reich macht. Man überschätzt wohl das eigene Wirken und Tun in seiner Wichtigkeit gegenüber dem, was man nur durch andere geworden ist.“

Meine Oma beschäftigte sich sehr viel mit mir, sodass meine Mutter, wie sie mir später gestand, eifersüchtig wurde. Zum Glück konnte die Oma ihr „Mummele“, wie sie mich liebevoll nannte, nicht stillen, so durfte ich auch noch ab und zu bei meiner Mutter bleiben.

Ein fast unglaubliches Ergebnis dieser intensiven Beschäftigung mit einem sehr quirligen Kleinkind war, dass ich vor meinem zweiten Geburtstag eine Schleife binden konnte. Meine Oma entdeckte in ihrer Enkeltochter einen starken Willen, der hartnäckig darauf bestand, unter keinen Umständen aufzugeben. Täglich übte sie mit mir am Tischbein mit einem roten Seidenband. Wir waren erfolgreich!

Meine große Leidenschaft war Klettern. Oma konnte lachen und lachen, während meine Mutter oft unter Schock stand und erstarrte, wenn sie mir zusah. Immer wieder überraschte ich alle mit neuen Einfällen in schwindelerregender Höhe, auf den Schränken oder auf dem Bügelbrett, um dann auch mal kopfüber im Waschkessel zu verschwinden. Oma zog mich unversehrt an den Füßen wieder heraus. Selbst wenn die ganze Babybadewanne durch meine gewagten Turnübungen umkippte und die Küche unter Wasser setzte, minderte das nicht ihren Spaß mit mir.

Meine Oma war, nach aller Trauer um ihren gefallenen Sohn, wieder aufgelebt. Doch dann starb sie ganz plötzlich an einer Embolie, als sich ein Geschwisterchen für mich ankündigte. Ihr letzter Satz war: „Ich freue mich so sehr auf das Baby, und wenn es ein Junge wird, heißt er Friedrich.“ Dann war sie in der Ewigkeit. Ihr Tod riss eine große Lücke in unsere Familie. Sie hatte für alle gesorgt. Meiner Mutter, inzwischen hochschwanger, ging es nicht gut. Zu dem Schock, der Trauerbewältigung und der bevorstehen-

den Geburt hatte sie jetzt auch noch ihren sehr verwöhnten Vater mit zu versorgen.

Für mich stand immer fest, dass ich einen Bruder bekommen würde, und ich freute mich riesig darauf. Meine Eltern waren so stolz – das schönste Baby der Welt. Über meinen ersten Eindruck, den ich preisgab, waren sie jedoch entsetzt: „Ist der gräuslich, der hat ja keine Haare und keine Zähne!“ Diesen Willkommensgruß bekomme ich heute noch aufgetischt, obwohl mein Bruder später wunderbare Zähne hatte und blonde Locken dazu.

In fast allem entpuppte er sich als Gegenstück zu seiner großen Schwester. So entschädigte er meine Mutter durch sein ruhiges und zufriedenes Wesen für meine anstrengende Wildheit. Er war mit zwei Jahren so groß wie ich mit vier. Verdächtigungen kamen auf, dass ich zu wenig zu essen bekäme. Leider war mein Bruder auch sehr oft krank und ich hatte häufig panische Angst um ihn. Die Angst meiner Mutter, ihn zu verlieren, hatte mich oft voll im Griff. Meine kleine ängstliche Seele trug alles mit.

Durch unser beengtes Wohnen – alles spielte sich in der Wohnküche ab – kam es, dass wir Kinder oft nur unter dem Tisch spielen konnten. Dort war noch Raum, den uns niemand streitig machte. Wir entwarfen unsere Traumhäuser und bauten mit Papas Holzabfällen und mit den ersten kostbaren Legosteinen im Schutz des Tisches. Wer weiß, vielleicht war das der Beginn der Karriere meines Bruders als Bauingenieur?

Jahre später hatte ich immer noch den Eindruck, dass ich unter dem Tisch meinen Platz hatte und mich dort am sichersten fühlte. Eigentlich wollte ich gar nicht so gerne auftauchen.

Zusammen mit meinem Bruder wartete ich aufgeregt auf den „Kartoffelbauern“, der mit seinen dampfenden, schweren Rossen alle zwei Wochen kam. Wir rannten beim Ertönen der Glocke so schnell wir konnten die Treppen hinunter, um die Pferde zu sehen und in unseren kleinen Honigeimern Kartoffeln nach Hause zu schleppen.

Unten im Haus gab es eine Milchfrau. Es war immer sehr aufregend, wenn im Hochsommer die Gespanne der starken Brauereirosse mit prachtvollem Geschirr riesige Eisblöcke anlieferten. Für mich waren die mindestens zehn Meter lang und wurden in einer lautstarken Aktion mit langen Eisenstöcken und Haken in den Eiskeller bugsiert. Wir besaßen noch keinen Kühlschrank. So holten wir täglich bei der Milchfrau einen Liter Milch in unserer Blechkanne. Es war immer fraglich, wie viel Milch sich im dritten Stockwerk noch in der Kanne befand. Man konnte dieses Gefäß ja so herrlich rundherum schwingen ...

Kleine goldgelbe Honigeimerchen dienten uns auch für den täglichen Kohlentransport. Papa begab sich mit uns in die finsternen und kalten Untiefen unseres Hauses. Dort lagerten nicht nur Kohlenberge und Kartoffeln, sondern hinter jeder Ecke lauerte eine Gruselgeschichte – oder mein Bruder mit der Taschenlampe im Mund! All die Erzählungen meiner Mutter aus ihrer Kindheit und Jugendzeit in diesem Luftschutzkeller während des Krieges waren nun gespenstisch nah und lebendig. Als wir noch Opas Stahlhelm aus dem Ersten Weltkrieg in einer dunklen Kellerecke entdeckten, war das Abenteuer perfekt. Zum Glück befand sich Papa in der Nähe.

Mein Bruder und ich stritten uns immer mehr, wir foppten uns und blödelten herum. Wir wussten nicht, warum meine Eltern regelmäßig schimpften. Wir hielten jedenfalls immer wieder zusammen, wenn es ernst wurde. Mein Geschichtslehrer ließ später einmal den Satz verlauten: „Je intelligenter die Kinder, umso mehr wird gestritten.“ Da konnte sich niemand mehr über uns beschweren. Unsere Waffen wurden immer ausgeklügelter. Als ich mich in mein Schlafkammerlein einsperrte, um mir den lästigen kleinen Bruder vom Hals zu halten, montierte er kurzerhand die Türklinke von außen ab. Es wurde immer unmöglicher, einen geschützten Raum zu finden, den ich mir oft sehr wünschte.

Ohne meine Mutter

Als ich fünf Jahre alt war, brach eine sehr schwere Krise über unsere Familie herein. Mama hatte angeblich Gehirnhautentzündung. Es dauerte Wochen, die meine Mutter in Bewusstlosigkeit verbrachte, bis die Diagnose „Typhus“ feststand. Ein Salat aus Italien, den wir alle gegessen hatten, hatte sie – und nur sie – infiziert.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie die Sanitäter sie auf der Trage mitnahmen und die Treppe hinuntertrugen. Mein Bruder kommentierte das ganze Geschehen so: „Jetzt können wir aber endlich wieder Klach (Krach) machen.“

Meine weiteren Erinnerungen sind äußerst spärlich. Sie waren wohl zu schmerzhaft, um sie an der Oberfläche lebendig zu halten. Mama lag im Sterben, war drei Monate fast ohne Bewusstsein, hatte hohes Fieber. Die Ärzte hatten sie aufgegeben. Sie konnten meinem Vater keine Hoffnung mehr machen. Meine Mutter hat keine Erinnerung an diese langen Wochen mit einer Ausnahme: Eine alte kleine Nonne arbeitete im Krankenhaus als Nachtschwester. Rücksichtsvoll schlich sie auf Strümpfen, um die Patienten nicht zu wecken. Immer wieder blieb sie am Bett meiner Mutter stehen, redete mit Gott und jammerte: „Warum lässt du dieses junge Frauchen sterben?“ Meine Mutter hörte ihre Gebete, konnte aber aus Schwäche nicht reagieren.

Mein Opa engagierte eine ehemalige Putzfrau aus seiner Firma, die selbst in einer schwierigen Situation war, obdachlos, ausgebombt, in einem alten Bunker lebend. Ihr Mann und ihr Sohn waren im Krieg geblieben. Nun sollte sie meinen Bruder und mich versorgen. Verständlicherweise vergötterte sie meinen Bruder regelrecht. Sie erlaubte ihm alles. Er aß schließlich nur noch Schinkensemmeln und wurde durch diese einseitige Ernährung krank und schwach. Auch hatte sie sich in meinen Opa verguckt und sich Hoffnungen gemacht, die er nicht erfüllte. Mich konnte sie absolut nicht leiden.

Es gab jedoch auch Lichtblicke, denn ab und zu durfte ich am Nachmittag in einen Kindergarten. Diese wenigen Stunden waren für mich der Himmel auf Erden. „Tante Hermine“, die Kindergärtnerin, hatte schon dort gearbeitet, als meine Mutter noch ein Kind gewesen war. Sie hatte ein großes Herz für mich. Wenn alle anderen Kinder schliefen, gab sie mir Stoffreste und buntes Garn zum Bildersticken. Ich fühlte mich bei ihr wie im Paradies. Sie bestaunte und bewunderte meine Kreativität. Ich höre noch heute ihre ermutigenden Worte: „Du kannst ja aus nichts etwas so Schönes machen.“ Meine Fähigkeit des Schleifebindens setzte sie gekonnt ein, wenn alle Kinder nach dem Schläfchen ihre Schuhe anziehen mussten. Ich durfte den Kleineren helfen. Das war etwas für mich!

Sie kannte mein Herz und bereitete mir als Großstadtkind eine riesige Freude: Ich durfte mit einer großen Kanne den Schulgarten gießen! Wie ich das genoss! Schon damals begeisterten mich Blumen und Pflanzen. Dieses Glück zerstörte unsere Haushälterin jäh, indem sie mich verspottete und ausschimpfte. Sie hätte mich beobachtet, wie „blöd“ und „falsch“ ich gießen würde. Der wunderbare Regenbogen, den ich im Wasserstrahl entdeckt hatte, war restlos zerstört. Erlebnisse dieser Art dämpften meine Entdeckerfreude. Sie ließen mich übervorsichtig und ängstlich werden. Ich schottete mich ab und äußerte mich kaum noch. Mit Krankenhaus und der anschließenden Kur war meine Mutter ein ganzes Jahr lang von uns als Familie getrennt. Sie hatte sehr viel Heimweh. Wir Kinder durften sie nicht besuchen. Das war äußerst hart. Aber Gott sei Dank, meine Mutter überlebte! Viele Gebete und Gottes heilende Kraft gaben sie uns wieder zurück, wenn auch nicht ganz gesund und fast ohne Haare. So gut es ging, übernahm ich als „die Große“ selbstverständlich ihre Vertretung. Für mich war es normal, den Haushalt zu machen. Die Schulaufgaben erledigte ich meist in meiner kleinen Dachkammer unter der Bettdecke, morgens ab fünf Uhr. Ein mitfühlender Lehrer in der dritten und

vierten Klasse erlaubte mir auch, dass ich tageweise zu Hause blieb, um meiner Mutter zu helfen.

Mein Vater war durch diese Belastung und das Bangen um meine Mutter sehr an seine physischen und psychischen Grenzen gelangt. Wenn er überfordert war, bekamen wir heftigste Prügel. Er nannte diese Reaktion: „Das Fass ist übergelaufen.“ Ich konnte nie einschätzen, wann dieser Fall eintrat. Seine drei Schwestern, meine Tanten, kannten diese berühmten Erziehungsmaßnahmen auch, denn Papa war schon als ältestes Vorschulkind Aufpasser und Erzieher für sie gewesen, wenn seine Eltern im Garten gearbeitet hatten. Sie verrieten mir lachend: „Wo Willi hinschlägt, wächst kein Gras mehr.“ Ich konnte nur hinzufügen: „Dafür gibt es Wunden und blaue Flecke.“

Mein Vater war aber auch ein sehr gewissenhafter und treuer Mann. Durch viele Überstunden als Schreinermeister ernährte er seine wachsende Familie. Vor neunzehn Uhr kam er nicht nach Hause, außer freitags. Da flitzte er um fünf Uhr nachmittags immer mit einem Strauß frischer Blumen die Treppe hoch. Mama war sehr stolz auf ihren „Rosenkavalier“, wie die Nachbarn ihn nannten!

In seinen jungen Jahren war Papa Jugendleiter in der Methodistengemeinde. Auch im Chor konnte man als begabten Bass und Schriftführer auf ihn zählen. Als ausgezeichnetener und geschickter Handwerker half er und tüftelte immer da, wo keiner mehr weiter wusste. Das war sein Trumpf! Alles, was er herstellte, wurde nicht nur hundertprozentig, sondern tausendprozentig gut. Viele seiner Werke wie Schränke, Tische, Stühle haben ihn jetzt schon mehrere Jahrzehnte überdauert und erfreuen uns immer noch. Leider gestattete er uns in seinem Perfektionismus nicht, mitzuhelfen und zu lernen. „Es könnte ja was passieren, es könnte ja auch etwas schiefgehen oder kaputtgehen oder ...“ Was alles Schlimmes und Schreckliches passieren könnte, das brachte er mir gründlich bei. Oft las er uns die schlimmsten Dinge aus der BILD-Zeitung

vor. Diese Lektüre bezeichnete Mama als „Schmarrnblattl mit Schauergeschichten“. Sie konnte ihn nicht davon abhalten, uns das Schrecklichste dieser Welt sehr ausführlich zu schildern. Für mein sensibles Gemüt wirkte sich das nicht gerade ermutigend und stärkend aus. In meiner Fantasie war alles noch viel dramatischer. Auch heute kann ich keine Krimis vertragen. „Stell dich nicht so an, sei nicht so empfindlich“, habe ich oft in meinem Leben gehört.

Papa fuhr stolz ein uraltes, selbst zusammengebasteltes schwarzes Fahrrad, „mein Stahlross“, wie er es liebevoll nannte. Ich dagegen fühlte mich wie ein Mercedesbesitzer mit meinem luftbereiften Kinderroller. Die Querstange von Papas stabilem Drahtesel diente meinem kleinen Bruder als Sitz. Mit Papas starker Hand in meinem Rücken bekamen wir so ganz schön Tempo. Ohne Sturzhelme und Sicherheitssitze verunsicherten wir so kreuz und quer Oberbayerns Wälder und Wanderwege, von München bis Starnberg. Mit Brot, ein paar Äpfeln und einem Taschenmesser im Rucksack, um alles „ganz exakt“ zu teilen, waren wir bestens ausgerüstet. Diese Ausflüge sind wie Perlen in meiner Schatzkiste.

An meinem elften Geburtstag stand – ich konnte es kaum glauben – ein neues blaues Fahrrad der Marke „Viktoria“ im Wohnzimmer! Gerne übergab ich nun meinem Bruder den Roller.

Im Jahr 1959 geschah ein großes Wunder in unserer Familie: Meiner Mutter war es plötzlich sehr übel. Mein Bruder und ich jubilierten, denn wir waren uns sicher, dass Gott unser anhaltendes Flehen und Gebet um ein Geschwisterchen erhört hatte. Die Diagnose „Magen-Darm-Infekt“ ließen wir nicht zu, ebenso die ärztliche Diagnose, dass Mama keine Kinder mehr bekommen könne. Das war uns ganz egal. Wir bettelten regelrecht um ein Baby. Und Mama war tatsächlich schwanger! Papa war geschockt, viele Ängste um seine Frau stiegen wieder in ihm hoch. Neun Monate lang pflegten wir Mama, so gut wir konnten. An einem herrlichen Morgen im Jahr 1960 wurde meine kleine Schwester Edith geboren. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich meinen

Vater weinen. Es waren Freudentränen und sicher auch Tränen der Erleichterung. Er hatte sich sehr große Sorgen um den Gesundheitszustand seiner Frau gemacht.

Nun brach eine wunderbare Zeit an, die schönsten Jahre meiner Kindheit. Mit meinen elf Jahren entwickelte ich mütterliche Gefühle für unsere kleine süße Schwester. Sie war ein Sonnenschein und konnte meinen „gestrengen Herrn Papa“ um den Finger wickeln, sodass wir ihn richtig hilflos erlebten. Aber nun gab es auch neuen Zoff mit meinem Bruder: Wer darf das Baby versorgen, wer den Kinderwagen schieben? Meine Eltern mussten sich den Vorwurf „Ihr hättet besser Zwillinge bekommen!“ gefallen lassen.

Sonntags gingen wir Kinder mit Papa in unsere Kirche in der Münchner Innenstadt. Auch wenn wir eine Stunde zu gehen hatten, um Fahrgeld zu sparen, störte uns das nicht. Papa weckte in uns die Liebe zur Gemeinde. Und weil wir dann schon in der Stadt waren, durften wir nachmittags Münchens Kultur und Museen verunsichern – natürlich nur die, die sonntags freien Eintritt gewährten! So liefen wir uns mit Begeisterung die Füße wund. Zweimal, so erinnere ich mich, speisten wir im „Hamburger Fischrestaurant“. Das war ein unvergessliches Fest, denn Papa sparte eigentlich immer sehr. Manchmal brachte er es fertig, eine Kugel Eis für 5 Pfennige für meinen Bruder und mich gemeinsam zu kaufen. Schlimm genug – und dann wollte er auch noch mitlecken.

Sehr dramatisch konnte es bei uns zu Hause werden, wenn unsere Füße wieder eine Nummer größer geworden waren – also alle paar Monate. Leider bin ich bei Schuhgröße 42/43 gelandet und mein Bruder bei Größe 46. Die Füße waren einfach nicht zu stoppen. Wir wollten unseren Papa bestimmt nicht ärgern, wenn wir mit unseren „bayerischen Quadratlatschen“ ein Spezialgeschäft aufsuchen mussten.

Als angehender Teenie schämte ich mich meiner unmodernen Kleidung. Meine Mutter hatte hundert Mark in der Woche für

fünf Personen zur Verfügung und somit keine Möglichkeit für große Sprünge. Mein Glück war jedoch, dass unter uns eine junge, attraktive Dame wohnte. Fräulein Schmidt war Mannequin und überließ mir ihre getragene Kleidung. Natürlich passten diese Sachen bei mir nicht perfekt, und ich empfand alles schon wieder als altmodisch. So griff ich kurzerhand zu Schere, Nadel und Faden. Ich modernisierte die ganze Garderobe, wie es mir gefiel und hatte so eine angstfreie Nische entdeckt, in der ich nach Herzenslust kreativ sein konnte. Leider bekam ich für meine Kreationen keine Anerkennung von meinem Vater. Dafür gab es bei jeder Mahlzeit Kritik an meiner Kleidung. Kurz und viereckig – das war modern geworden. Ich wurde immer mutiger. Der Minirock, der große Renner, entlockte meinem Vater wieder empörte Protestreden über mein unmögliches Aussehen. Ich schneiderte munter weiter, schließlich bekam ich auch viele Komplimente, besonders, was meine schönen Beine anbelangte!

Eines Tages pfiﬀ jemand laut hinter mir her. Das war nicht ungewöhnlich, doch dieses Mal schien dieser Mensch genau hinter mir zu laufen und gab nicht auf. Ich beschleunigte meinen Schritt. Nur nicht umschauchen! Zu Hause bekam ich zu hören, dass ich unhöflich sei und nicht reagierte, wenn mein Vater pfiﬀ. Er hatte immer seinen Spaß, mich zu foppen ...